

Zuwachs bekommen. Ein Traum! Für manche Mütter wird es nach der Geburt zum Albtraum. Und dann wächst der Druck.

Foto: Peter Ries/pixelio



Der Druck, Mutter zu sein

Darf man das? Bereuen, Mutter geworden zu sein? Seit einem Jahr brennt in den sozialen Netzwerken die Debatte darüber. Keine Angst, es lohnt sich, darüber nachzudenken. Auch als Mutter. Gefühle gehören nicht aufs Wort, man kann aber auf sie hören. Von Christina Stefanou

Das Phänomen „Regretting Motherhood“, also das Bedauern der Mutterschaft, begann im Jahr 2015. Damals veröffentlichte die israelische Soziologin Orna Donath eine Studie, in der 23 Mütter anonym ihr Bereuen erklärten, Mutter geworden zu sein. Ihr Buch schaffte es in Deutschland ganz nach oben auf die Bestsellerliste und schnell stiegen auch hierzulande Autorinnen auf den Zug auf und etliche Bücher und Artikel folgten. Kaum ein Fernsehsender, der nicht zu diesem Thema in seine Talkrunden lud und kaum eine Zeitung, die nicht darüber berichtete.

Lebensbild oder Lebensumstände?

Das christliche Mutterbild in der Bibel, Maria, die Mutter Jesu, steht krass dagegen. Sie geht auf in der Fürsorge für das Kind, ihre Sehnsüchte sind ganz auf den Jungen gerichtet. Ob sie Träume für ihr eigenes Leben hat? Darüber spricht sie zumindest nirgends.

Dieses Mutterbild prägt seit 2000 Jahren unsere Werte. Jetzt sei endlich ein Tabu gebrochen, schrieben die Zeitungen, endlich dürfen Frauen offen zugeben, dass sie in ihrer Mutterrolle nicht die Erfüllung finden, die die Ge-



sellschaft zur Norm erklärt habe. Und in den sozialen Netzwerken kam, was kommen musste, ein teilweise hasserfüllter Protest der Vertreterinnen der einen Seite gegen diejenigen mit der anderen Meinung.

Aber worum geht es eigentlich bei diesem Bereuen?, fragt man sich beim Lesen dieser Einträge. So richtig klar fällt die Antwort nicht aus. Geht es wirklich um ein prinzipielles Lebensbild? Oder geht es eher um die Umstände, in denen Kindererziehung heute stattfindet?

In einem Kommentar, erschienen in der Frankfurter Allgemeinen, findet die Autorin, dass die Argumente „kunterbunt durcheinander fliegen“ und die Debatten vermischt werden. Es gehe bei den meisten Frauen, die sich über die sozialen Kanäle äußern, gar nicht um die Frage, Mutter sein zu wollen oder nicht, sondern um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und die „damit einhergehende Zermürbung“. Ähnlich, wie man vielleicht nicht seine Berufswahl bereut, sondern die

Mutter-Kind-Bindung: von allen gewünscht. Warum funktioniert sie manchmal nicht?

Foto: Simone Hainz/pixelio

Stelle, an der man gerade ist. Das darf man nicht verwechseln.

Eine Mutter formuliert es so: „Meinen Beruf darf ich nur ausüben, wenn meine Familie nicht darunter leidet.“ Damit spricht sie sicher vielen aus der Seele. Worum es also hauptsächlich geht, ist der enorme gesellschaftliche Druck, der auf der Mutterrolle lastet und dem sich viele nicht entziehen können. Nämlich wie eine perfekte Mutter anscheinend zu sein hat: sieben Tage, 24 Stunden allzeit bereit und um Himmels willen keine Fertiggerichte auf den Tisch bringen.

Frauen erleben sich auf einmal als schwach

Noch etwas schwingt zwischen den Zeilen der Einträge und Kommentare mit. Es ist nicht nur der Druck, den andere Menschen von außen an Mütter stellen, sondern der riesengroße Druck, den sich viele Mütter selber auferlegen. Eine davon bringt es auf den Punkt: „Das Leben mit meinen Kindern ist für mich eine konstante Herausforderung und ich erlebe mich häufig sehr schwach und auch unfähig und hilflos. Es gibt so viele Momente, wo ich einfach nicht weiter weiß.“

Doch wer kann beurteilen, ob es tatsächlich etwas zu bereuen gibt? Ob das eingetreten wäre, was man sich erhofft hat, kann niemand sagen, denn es war an einen Zeitpunkt in der Vergangenheit geknüpft, der verstrichen ist. In der Grammatik nennt man das einen irrealen Bedingungssatz. Eine mögliche alternative Situation findet also immer nur in der Fantasie statt: Vielleicht hat man eine große Karriere verpasst – vielleicht ist man aber auch gerade noch einem Burn-out entgangen. Vielleicht hat man tolle Kontakte nicht geknüpft – vielleicht aber auch in der Mutter des Kindergartenkumpels die beste Freundin seines Lebens kennengelernt.

Was in der teilweise sehr offen geführten Diskussion manchmal befremdet, ist, dass es dabei nicht nur um das persönliche Bedürfnis der betroffenen Mütter geht, sondern auch um andere Menschen. Um deren Kinder eben, die keine Schuld daran tragen, in welches Umfeld sie hineingeboren werden. Mit dem Wissen zu leben, dass die Erzeugerin dieses Leben lieber ungeschehen machen würde, wenn sie es denn könnte, schmerzt. Eine junge Frau

schrieb dazu: „Ich bin die Tochter einer solchen Mutter, die mich nicht wollte. Sie hat mich das mein ganzes Leben lang spüren lassen. Ob ich sie dafür hasse? Nein, sie tut mir nur leid, und ich verachte sie abgrundtief!“

Die FAZ-Autorin ist der Ansicht, dass die Aufregung um das Thema und Donaths Studie überschätzt würden. Angesichts der Tatsache, dass jedes Jahr Hunderttausende von Frauen vergeblich versuchten, ihren Kinderwunsch wahr werden zu lassen, würde die Realität verzerrt. Sie zweifelt zudem daran, ob Donaths Erkenntnisse wirklich so eine große Tragweite haben, wie es scheint. 23 Interviews spiegelten nicht die Masse wider.

Das mag alles richtig sein. Dennoch zeigt die Debatte deutlich, dass irgendwo im System etwas nicht stimmt. Warum fühlen sich sonst so viele Frauen komplett überfordert? Die Diskussion sollte als „eine Art Alarmglocke“ verstanden werden, wie Donath selbst schreibt. „Für die Gesellschaft, ihre Anforderungen an Frauen und Mütter zu ändern, weil sich in Überforderung und Fluchtfantasien natürlich auch Erwartungen des Umfelds spiegeln.“ Vielleicht muss sich endlich eine Bewegung bilden, die den Mut hat, vieles vom Perfektionswahn abzuschütteln und ein neues Ideal zu formen. Ein Vorschlag wäre, dem englischen Kinderarzt und Psychoanalytiker Donald Woods Winnicott zu folgen, der 1971 verstarb.

Ausreichend gut genug

Er fand, dass es reiche eine „ausreichend gute Mutter“ zu sein. Oben zitierte Mutter kam für sich zu ähnlicher Erkenntnis, nämlich, dass sie durch ihre Kinder offen und lernfähig geworden sei und genügsam, gleichmütig und gelassen mit sich selbst. „Für mich heißt inzwischen Leben mit Kindern, meine Fehlbarkeit zu akzeptieren und die Unsicherheit des Lebens zu ertragen.“

Übrigens findet man auch in der Bibel Mütter, die ganz anders gelebt haben als Maria. Tatsächlich haben manche von ihnen, in unseren Augen Ungeheuerliches getan. Hanna, die ihren Sohn weggegeben hat, als er drei Jahre alt war. Oder Jochbed, die Mutter von Mose, die ihren Sohn ausgesetzt hat, um ihn vor den Häschern des Pharao zu retten.



Diese Kinderhand sucht nach Halt, nicht nach Perfektion.

Foto: sokaeko/pixelio

Leseraktion

Vom Mythos Mutterliebe handelte der Beitrag in der vorletzten Ausgabe (25/2016, Seite 10), in dieser Ausgabe wird vom Druck auf die Mütter erzählt, die dann zum Teil ihre Mutterschaft bereuen.

Welche Erfahrungen haben Sie gemacht? Ist es in unserer Gesellschaft schwerer Mutter zu sein? Schreiben Sie an:

Evangelisches Gemeindeblatt für
Württemberg, Redaktion Familie,
Postfach 100253, 70002 Stuttgart,
Fax 0711-6010070, E-Mail: redaktion@evangemeindeblatt.de

Buch-Tipp

Orna Donath: **#regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen.** Knaus 2016, 272 Seiten, broschiert, 16,99 Euro. ISBN 978-3-8135-0719-5.

Margot Käßmann: **Mütter der Bibel – 20 Porträts für unsere Zeit.** Herder 2010, 160 Seiten, Taschenbuch, 9,99 Euro. ISBN 978-3-451-06282-7.

Dieses Buch erhalten Sie bei unserem Bestelltelefon 0711-60100-28 oder bei unserer Internetbuchhandlung unter www.buchhandlung-eva.de